Gaudenz Freudenberger stellt zwei Fragen

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **89 (1963)**

Heft 33

PDF erstellt am: **04.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Gaudenz Freudenberger stellt

Zwei Fragen

So oft ich Fragen stelle, kommt mir einer meiner liebsten Schulkameraden in den Sinn. Wir saßen auf der selben Bank und waren beide gleich gescheit oder dumm. Als der unverschämt gwundrige Lehrer einmal mit Fragen nicht aufhören wollte, tuschelte mir mein Schul- und Schicksalsgenosse ins Ohr: «Weiß der wirklich so wenig, daß er anhaltend fragt, oder tut er nur so blöd?»
Mit dem Fragen ist es so eine Sache. Auch außerhalb und nach der Schule. «Fragen kostet nichts», behauptet das eine Sprichwort. Das andere jedoch gibt zu bedenken: «Durch Fragen wird man klug, aber unwert.» Und als ich mich bei Goethe erkundigte, was er vom Fragen halte, mußte ich die Antwort einsacken: «Fragst du viel, so bist du schlecht beraten.»
Ich will mich deshalb auf zwei Fragen beschränken.

Ist der nicht verrückt?

Uebrigens stelle nicht ich diese Frage, ich plappere sie nur nach. Die Polizei war es, die mit dieser Frage ins Feld rückte. Und bei der Einvernahme des Fragwürdigen überlegten es sich die Behörden, die den außergewöhnlichen Fall untersuchen mußten: Ist der nicht verrückt?
Wer? Pietro Rizzoli von Mugena. Mugena ist ein bescheidenes Dorf im Tessin. Im Malcantone, wenn Sie es genau wissen wollen. Und Pietro Rizzoli ist ein ehrenwerter Viehhändler. Auch das gibt es. Hingegen seltener das: An einem schönen Morgen entdeckten die Leute von Mugena in ihren Briefkästen oder in einem durch den Türspalt geschobenen Couvert Banknoten. Richtige, gültige schweizerische Banknoten. Solche im Wert von 50 Franken, aber auch solche in der Höhe des Zehnfachen. Auch Einhunderternoten fehlten nicht. Je nach Armut oder Bedürftigkeit der beschenkten Familie.
Da mußte etwas nicht mehr ganz in Ordnung sein. Die Polizei, als Hüterin der öffentlichen Ordnung, machte sich deshalb auf die Fahndung. Nach nicht allzulangem Suchen kam sie nicht dem Uebel-, sondern dem Wohltäter auf die Spur. Dem Viehhändler Rizzoli, der mit seinen Dorfgenossen in erfreulich guter Freundschaft und Gemeinschaft lebt, fiel es über Nacht ein, er könnte eigentlich von seinem Geld etwas den anderen, die es auch brauchen könnten, zugutekommen lassen. So ging er heimlich hin und verteilte 10000 Franken an ungefähr fünfzig Familien in seinem Dorfe.
Wie gesagt, nahm sich die Polizei seiner an. Wenigstens vorübergehend. Bis sie festgestellt hatte: Wenngleich ein derartiges Geldverteilen über den Zweifel des Normalen nicht erhaben ist, gelang Pietro Rizzoli der lückenlose Nachweis, daß er bei Verstand und geistig völlig gesund war und immer noch ist. So sehr, daß er selbst dann, wenn er rückfällig werden und abermals Geld verteilen sollte, nicht Gefahr läuft, vor den Richter oder, was nicht weniger ‹gefährlich› wäre, vor den Psychiater zitiert zu werden.
Wenn so etwas nicht tröstlich ist!

Ist das nicht verrückt?

An einer öffentlichen Versammlung der Schweizerischen Vereinigung für neuzeitliche Obst- und Traubenverwertung gab der Direktor der Eidgenössischen Alkoholverwaltung bekannt: Im Zeitalter der schweizerischen Hochkonjunktur ist der Verbrauch von Branntwein innert weniger Jahre um 40 Prozent gestiegen. Auch der Verbrauch von Wein und Bier hat erheblich zugenommen. Heute werden in der Schweiz jährlich 1400 Millionen für alkoholische Getränke ausgegeben. Für Brot 300 Millionen. Für Milch 600 Millionen. Für das gesamte Schulwesen 700 Millionen. Der Kauf und Genuß teurer Spirituosen hat auf weite Volkskreise übergegriffen. Inwieweit der Hinweis, an diesem überhandnehmenden Alkoholismus sei zu einem erklecklichen Teil die große Zahl der Fremdarbeiter beteiligt, bliebe noch zu untersuchen. Zu entscheiden wird demnächst die Frage sein, ob die Alkoholreklame im Fernsehen zugelassen werden soll. (Die Synode der evangelisch-reformierten Kirche des Kantons Schaffhausen hat kürzlich einstimmig den Bundesrat und die Leitung des schweizerischen Fernsehens ersucht, «jegliche Fernsehreklame für alkoholische Getränke, Tabakprodukte und suchterregende Medikamente, sowie für Glücksspiele und Lotterien im Interesse des Volkes und vor allem zum Wohle der Jugend strikte zu verbieten».)
1400 Millionen für Alkohol, 300 Millionen für Brot, 600 Millionen für Milch, 700 Millionen für das Schulwesen – dieses Mißverhältnis läßt mich die Frage stellen: Ist das nicht verrückt? (Verrückt in dem Sinne, daß das vernünftige und gesunde Verhältnis unter diesen Größenordnungen ver-rückt ist.)

Mein Elefant

Der Elefant, den ich vor kurzem kennenlernte,
verriet mir, daß er einst (und ich vernahm sogar
genau, wann er sich von dem Urzustand entfernte)
nichts andres als die oft zitierte Mücke war.

Dickhäuter haben ein erstaunliches Gedächtnis;
drum kontrollierte ich nicht jedes Detail nach,
als er – es war gewissermaßen sein Vermächtnis –
von seinem früheren Insektendasein sprach.

Er konnte sich an vieles lebhaft noch entsinnen:
zum Beispiel wie er gern in dunkle Zimmer flog,
um den besondern Saft allnächtlich zu gewinnen,
den er schlafwandlerisch den Schlummernden entzog.

Dabei kam er ins leicht frivol gefärbte Plaudern
und schilderte die Schwüle einer Sommernacht
sowie – vor diesem erst begann mir dann zu schaudern –
den Menschen, der aus Mücken Elefanten macht.

Das sanfte Tier fand dessen Tun auch unbeschreiblich
anmaßend, taktlos und beklemmend offenbar;
doch es entsann sich nicht mehr, ob das Wesen weiblich,
ein bloß geträumtes Neutrum oder männlich war.

War, frage ich mich (wegen der Gedächtnislücke!),
mein Elefant nur ein Phantom, nie eine Mücke – –?

Fridolin Tschudi